

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 3: Hochschulprobleme

Artikel: Die soziale Lage der schweizerischen Studierenden und Jungakademiker
Autor: Fueter, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

S. 17. ³ Ebenda, S. 39. ⁴ G. Heß, Europäische Wissenschaft — Europäische Universität, Frankf. Allg. Ztg. v. 10. Februar 1960. ⁵ Bulletin du Centre européen de la culture, 6e année, Nr. 3 (1958), S. 20ff.: Résumons-nous: une Université européenne, telle qu'on semble la concevoir actuellement, risque: — de faire double emploi avec les universités existantes; — de prendre tôt ou tard un caractère politique; — de favoriser au mieux la constitution d'une Europe réduite et fermée, l'Europe des Six; — d'être une création artificielle, sans racines et sans âme. ⁶ Deutsche Universitätszeitung 3 (1960), S. 42f.

Die soziale Lage der schweizerischen Studierenden und Jungakademiker

EDUARD FUETER

Die soziale und finanzielle Lage der schweizerischen Jungakademiker ist prekärer und problematischer als man meist annimmt. Die Hochkonjunktur hat zwar manche Schwierigkeiten gebannt; aber dafür andere heraufbeschworen und zahlreiche aus strukturellen Gründen nicht lösen können. Im Vergleich zu den dreißiger Jahren, in denen die Entstehung und die Not eines akademischen Proletariates auch in Helvetien drohten, hat sich die Lage zwar stark verbessert. Eigentliche materielle Notlagen sind selten geworden. Leider können freilich im Augenblick noch keine Statistiken neuesten Datums vorgelegt werden, die über die momentan bestehenden Verhältnisse sichere Aufschlüsse erteilen würden, mit Ausnahme der Universität Bern. Die folgenden Ausführungen dürfen daher nur als qualitative Schilderungen gelten, bis die im Wintersemester 1959/60 durchgeführten Erhebungen an allen Hochschulen der Schweiz ausgewertet sind. Der ständige Ruf nach einer Verbesserung des Stipendien- und Darlehenswesens, die starken westschweizerischen Sympathien mit den studentischen «présalaires» Frankreichs, persönliche Einblicke und Erfahrungen lassen aber am Ernst, aber auch am komplexen Charakter der Verhältnisse nicht zweifeln. Zu den Anzeichen, daß auf diesem Bereich oft noch ungefreute Bedingungen bestehen, gehört auch die scheinbar überraschende Annahme der Vorlage über den Erlaß von Schulgeldern an den Mittelschulen des Kantons Zürich in der am 9. April 1960 durchgeführten

Volksabstimmung. Den Kenner der tatsächlichen Voraussetzungen konnte der Ausgang der Volksabstimmung kaum überraschen. Denn es erwies sich nur, daß die bisher geltenden, im Grunde bescheidenen Schulgelder doch vom Standpunkt vieler Familienbudgets aus ins Gewicht fallen. Es besteht auch kaum ein Zweifel, daß diese Vorlage unter den Studierenden populär gewesen ist. Im Folgenden werden vor allem die Verhältnisse an den Universitäten geschildert. Die soziale Lage der Jungakademiker an der ETH ist meist anders im Stipendienwesen geregelt.

Grundsätzliche Aspekte

Für die fundierte Betrachtung der grundsätzlichen Sozialprobleme der schweizerischen Jungakademiker ist immer noch von der Erhebung 1946 des Eidg. Statistischen Amtes und der Auswertung von Dr. A. Schwarz auszugehen¹. In diesem ersten Nachkriegsjahr erwies sich im wesentlichen, daß die soziale Lage der schweizerischen Studierenden und ihre soziologische Streuung zwar nicht schlimm, aber doch unbefriedigend war. Ein zu geringer Teil der Immatrikulierten konnte ohne Sorgen und ohne längeres, erzwungenes Werkstudententum ihren Studien obliegen. Andere Untersuchungen² ergaben, daß zwar eine hohe Zahl von Stipendienquellen — man konnte sie auf über 1000 schätzen — vorhanden war, aber überwiegend sogenannte «Bagatellstipendien» betrafen. Selbst kantonale Zuwendungen überschritten 200—300 Franken im Durchschnitt und im Semester nicht. Die Zahl verschämter, ärmlich lebender Studierender ohne Muße und ohne echte innere Freiheit war beträchtlich, auch wenn dieser Zustand gegen außen selten augenfällig wurde. Herkunftsmäßig waren Arbeiterschaft und unterste Angestelltenkreise zwar stärker vertreten als oft behauptet wurde, aber doch unzureichend. Andererseits konnte von Notlagen der Jungakademiker, wie sie damals etwa Deutschland, Frankreich, Österreich, Polen usf. aufwiesen, glücklicherweise in der Schweiz keine Rede sein. Ungünstiger als die Studierenden waren dabei insgesamt die Assistenten und manche Privatdozenten, vor allem solche mit Familienpflichten, gestellt. In gewissen Fällen mußte eine ernsthaft bedrängte Lage beobachtet werden. Ebenso fatal war die Feststellung, daß die begabte Frau zu selten zum akademischen Studium gelangte, auch wenn sich ihr Prozentsatz zwischen 1900 und 1941, bezogen auf die Jugendlichen zwischen 20 und 24 Jahren, verachtlicht hatte. Wenn aber nicht ein starker Wille oder ausgesprochen günstige psychologische oder materielle Voraussetzungen vorlagen, wurde die potentielle Akademikerin oft vor oder während des Studiums abgedrängt. Im Jahre 1945 wiesen alle Universitäten des Landes 8209 männliche und nur 1348 weibliche Immatrikulierten auf. Es waren also etwa 16%

Frauen, während in einigen westlichen Staaten der Prozentsatz bereits auf 25% und im kommunistischen Osten auf 30% geklettert war. Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung war dabei der Anteil der eingeschriebenen Studierenden damals im internationalen Vergleich nicht ungünstig, *sofern* man die tatsächlichen Anforderungen und den relativ strengen Begriff der Hochschule berücksichtigte. Mit rund 2 Promille Vollstudierenden — zu den einheimischen Studenten kamen noch 200—400 im Ausland, besonders in den USA, eingeschriebene Jungakademiker — war damals der Zustand nicht unbefriedigend. Er ist es aber seither infolge der dynamischen Wachstumsrate, besonders in den Weltstaaten, vergleichsweise geworden.

Wie haben sich überhaupt die Verhältnisse in der Epoche der Hochkonjunktur gestaltet? Zunächst würde man eine starke «Akademisierung», das heißt eine entschiedene ständige Zunahme schweizerischer Hochschüler erwarten. In Wirklichkeit hat sich diese nur in bescheidener Weise eingestellt. Im Durchschnitt der Jahre 1945/50 waren an den sieben Universitäten des Landes 9810 Studierende immatrikuliert gewesen, 1958/59 9472. Dazu kamen im ersten Zeitraum noch 200—400 studierende Schweizer im Ausland, 1958/59 dagegen etwa 800, wie auf Grund von Angaben der Unesco geschätzt werden kann. An der Eidg. Technischen Hochschule betrug die Frequenz 1949/50 1069, 1958/59 1090 schweizerische Studierende; an der Handelshochschule St. Gallen 1949/50 403, bzw. 1958/59 646 (einschl. Ausländer und Bücherreviseure). Auch wenn man bedenkt, daß in den Nachkriegsjahren sich infolge des Militärdienstes der Aktivdienstzeit ein gewisser «Aufstau» ergab, der die Studentenfrequenzen nach Kriegsende künstlich anschwellen ließ, ist die Stagnation in Hauptzügen unverkennbar. Die in jüngster Zeit auftretende starke Frequenzerhöhung der Hochschulen der Schweiz, die bald auf einen Zustrom von 20 000 Studenten schließen läßt oder diese Schwelle bereits überschritten hat, ist daher in erster Linie auf den beträchtlichen Zustrom ausländischer Studierender zurückzuführen. Tatsächlich wurden hier «Rekorde» erreicht (mit fast 6000 im Sommersemester 1958) und die Höchstzahlen von 1910, als an den Universitäten Bern und Zürich die Russen, Bulgaren usf. dominierten, übertroffen³.

Die langsame Zunahme der Studierenden aus der Schweiz mag jene Menschen erfreuen, die am sogenannten «Elitecharakter» der Akademiker festhalten wollen und jede Frequenzvermehrung mit einer Niveausenkung gleichsetzen. In Hinblick auf die sich steigernde Industrialisierung sowie in Hinblick auf den Ausbau der höhern Bildung infolge differenzierterer Gesellschaftsordnung und vor allem in Hinblick auf den unausweichlichen Wettkampf zwischen West und Ost ist dieser Zustand aber eher gefährlich. Im Gegensatz zur Dynamik anderer Nationen zeichnet sich darin eine gewisse Stagnation ab⁴. Ebenso ergibt sich daraus, daß die Hochkonjunktur die sozialen Voraussetzungen der Studierenden in der Regel nicht stark geändert hat⁵. Weshalb?

Wenn man von gewissen Problemen der verfügbaren Statistiken einmal absieht⁶ — deren Abklärung die nachfolgenden Betrachtungen eher bestärken als abschwächen würde —, so zeigt sich, daß die Vermehrung der Stipendien- und Darlehensquellen im letzten Jahrzehnt nur einen begrenzten Einfluß ausübten, obwohl einige kantonale Stipendiengesetze wie in den Kantonen Basel-Land, Bern, Genf, St. Gallen und Zürich bemerkenswerte Fortschritte erbrachten. Ebenso hat die Werbetrommel zugunsten eines vermehrten wissenschaftlichen und technischen Nachwuchses erst in jüngster Zeit ein wirksames Echo gefunden. Die Hauptursachen lagen allerdings darin, daß geburten schwächere Jahrgänge auf die Hochschulen kamen und daß der «Flaschenhals» der Mittelschulen nicht erweitert werden konnte.

Aber es wäre unrichtig, diese Momente überschätzen zu wollen. Tieferliegende Faktoren waren ebenfalls beteiligt. Die soziale Lage der Studenten hat sich zwar absolut im Verhältnis zu den dreißiger Jahren gehoben, aber relativ zur Hochkonjunktur eher verschlechtert. Dann konnte — und zwar gerade als Folge der Hochkonjunktur — die etwas einseitige Zusammensetzung der Studierenden nach ihrer soziologischen Herkunft nicht ausgeglichen werden; möglicherweise hat sie sich an einigen Orten sogar verschärft⁷. Das ist geschehen, obgleich Behörden und Hochschulen sowie die politischen Parteien dagegen ankämpften. Es ist wohl nicht überflüssig, diese vielleicht überraschende Entwicklung näher zu untersuchen; vor allem in Hinblick auf künftige Reformbestrebungen.

Die Problematik des Stipendien- und Darlehenswesens in der Schweiz

Der Ausbau des Stipendien- und Darlehenssystems in manchen Kantonen und Städten war höchst willkommen; die Ergebnisse aber haben die Erwartungen nur sehr teilweise befriedigt. Die Ursachen sind auch hier mannigfaltig. In der Hauptsache lassen sie sich zurückführen: a) auf die Mängel, bzw. die Widersprüche eines zu wenig zielbewußten oder tatkräftigen Föderalismus, b) auf den Almosencharakter bei der Erteilung der Stipendien, bzw. den «Geist» in der Durchführung, c) auf einer Verkennung der eigentlich bedürftigen Schichten und d) auf die Mißachtung des «Bürgerstolzes». In einem vortrefflichen Aufsatz hat Prof. Max Zollinger, früherer Inspektor der Stipendiaten an der Universität Zürich, aus großer Erfahrung auf die «Verwirrung im Stipendienvwesen» hingewiesen, das heißt auf die völlige Ungleichmäßigkeit der Stipendienerteilung von Kanton zu Kanton, von Kantonsbürgern und Auslandschweizern, des Fehlens eines interkantonalen Konkordates usf.⁸ Obgleich gewisse seiner Kritiken zur Verbesserung der Zustände beigetragen haben, sind die grundsätzlichen Feststellungen immer noch richtig. Zudem haben die Kantone die Lücken — und diese sind entscheidend — auf der Mittelschulstufe

nur partiell geschlossen, vor allem in den Nichthochschulkantonen. Wo sie aber geschlossen wurden, hat man auf der Hochschul- und Mittelschulstufe gerne noch die «Bagatellstipendien» weitergeführt oder ausgebaut, das heißt die Gewährung zu kleiner Beiträge. Denn man ging, und zwar bei weiten Schichten der Bevölkerung weit mehr als bei den verantwortlichen politischen und Schulbehörden vom Prinzip der Bedürftigkeit, statt der großzügigen Förderung und Auszeichnung junger Menschen, aus. Indem man aber den «Almosencharakter» mehr oder weniger unterstrich, schreckte man zahlreiche Bürger oder junge Menschen davon ab, überhaupt um ein Stipendium oder ein Darlehen einzukommen. Dies war um so häufiger der Fall, als man vor allem bei der Schaffung neuer Unterstützungen zugunsten begabter Mittel- oder Hochschüler an Kinder aus der Arbeiterschaft und der Bauernschaft dachte, in Wirklichkeit aber die potentiellen Empfänger in erster Linie im untern Mittelstand und in den freien Berufen zu suchen waren und sind. Bei diesen Schichten regt sich aber stets der Bürgerstolz, ohne staatliche Beihilfen durchzukommen — was an sich gesund und erfreulich ist — und lieber durch Entbehrungen ein Studium der Kinder zu sichern oder überhaupt zu verzichten, als jahrelang Stipendien oder Darlehen mit irgend einem Almosencharakter anzunehmen. Diese Schichten haben daher jede Senkung der Studienkosten begrüßt, aber nur theoretisch auch die Schaffung von Stipendien und Darlehen soweit und solange diese irgendwie als Almosen erscheinen, gebilligt. Hierin unterschied sich ihre Haltung grundsätzlich zum Beispiel von Skandinavien und selbst von Westdeutschland, in welchen Staaten das wohlfahrtsstaatliche Denken andere Grundhaltungen herbeigeführt hat. Um in der Schweiz tatsächlich Erfolg zu haben, müßte man daher immer vom Grundsatz ausgehen, daß jede Stipendienerteilung eine Auszeichnung bedeutet und daß der reiche Student ihrer ebenso teilhaftig werden kann wie der bedürftige. Dieser Grundsatz stößt nun aber auf schwer überwindliche psychologische Hindernisse. Denn manche Volksschichten wollen staatliche Mittel für neue Stipendien und Darlehen nur als «Sozialbeiträge» gewähren und selbst vermögliche Steuerzahler empfinden es oft als anstössig, daß «ihre» Steuergelder über den Staat allenfalls ihren Kindern wieder zugute kommen sollen. In gewissen Fällen konnten aber diese psychologischen Hindernisse durch weitsichtige Erziehungsdirektoren überwunden werden. Doch hat sich dann oft bei den Vollzugsorganen nachträglich der «Almosengeist» wieder eingenistet, weil er einfach einer weitverbreiteten Anschauung entsprach; oder es haben gar die Steuerbehörden eingegriffen, um «Vermögens- oder Einkommensnachweise» bei den Eltern zu verlangen, was durchaus nicht angängig ist. Man darf füglich behaupten: eine namhafte Verbesserung des Stipendienwesens und Ergänzung der Darlehenssysteme wird erst dann in unserem bürgerlichen Staate zu erzielen sein, wenn Stipendien und begrenzte Darlehen als *Auszeichnung allgemein* anerkannt sind, von allen Vermögens- und Einkommensausweisen abgesehen wird und in allen Kantonen

und zugunsten aller Studiendisziplinen eine gewisse Einheitlichkeit erzielt wird. Das wäre nach schweizerischer Struktur am besten durch interkantonale Konkordate zu erzielen. Es wird eine Bewährungsprobe für den Föderalismus sein, ob dies gelingt⁹. Der häufig gehörte Einwurf, daß die Kantone für solche zusätzlichen Leistungen einfach nicht finanzkräftig genug seien, kann nicht als stichhaltig anerkannt werden, mit Ausnahme zweier finanzschwacher west-schweizerischer und gewisser Bergkantone.

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß früher die Kantone nicht in absoluten Beträgen, aber in relativen Aufwendungen weit großzügiger und opferwilliger für ihre Universitäten sorgten als heute. So hat zum Beispiel der Kanton Zürich bei streng vergleichbarer Budgetierung 1833 20,01%, 1853 10,33% und 1955 3,47% für seine Universität innerhalb seines Gesamtbudgets ausgegeben¹⁰. Für den Kanton Genf läßt sich die gleiche Entwicklung nachweisen, wobei der «Tiefpunkt» in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts zu suchen war¹¹.

Arbeiterschaft, Bauernsame und Hochschulstudien

Der zu kleine Anteil von Studierenden aus Arbeiterschaft und Bauernsamen in der Schweiz wurde schon mehrfach, allerdings oft auch in ideologischer oder übertriebener Weise, festgestellt. Nun hoffte man, daß die Reallohnverbesserung der Hochkonjunktur und der Ausbau der öffentlichen Stipendienkassen Abhilfe schaffen würden. So weit bis jetzt Erfahrungen und Unterlagen¹² verfügbar sind — vielleicht bietet die Auswertung der eingangs erwähnten statistischen Erhebungen erfreuliche Überraschungen —, ist dies nicht der Fall gewesen.

Wiederum hat man nach den Ursachen zu fragen. Eine völlige Erfassung ist schwierig; doch scheinen uns eine Reihe von Beweggründen klar zu sein. Das Hauptmoment war: die akademischen Studien haben in der Hochkonjunktur oder im sozialen Aufstieg der Techniker, bzw. Facharbeiter, stark von ihrer früheren Attraktionskraft eingebüßt. Die Verwechslung von Besitz und Bildung ist seltener geworden; dafür hat die Hochkonjunktur den Besitz noch erstrebenswerter gemacht. Nicht wenig dazu beigetragen hat die Abwertung des «Doktortitels» infolge dessen ansteigender Häufigkeit. Nachdem nun in fast jedem Jahr über ein Tausend Doktorhüte in der Schweiz aufgesetzt werden und selbst die Anzahl der Professorentitel mit jener der Mittelschullehrer manche Tausend erreicht, sind die einstige relative Seltenheit und damit ein Teil des einstigen Glanzes der äußeren Erscheinung verschwunden¹³.

Viel gewichtiger sind aber sehr realistische Betrachtungen geworden. Mit Ausnahme gewisser Spitzenstellungen oder -gehälter sind nämlich die Einkommen von Facharbeitern oder höheren nichtakademischen Funktionären

auf Lebenszeit berechnet fast gleich hoch wie jene gutbezahlter Akademiker¹⁴. Der Unterschied in den Einkommensverhältnissen liegt nur darin, daß der Akademiker — nach erheblichen Studienauslagen — später zu verhältnismäßig guter Honorierung und im höheren Mannesalter zu wesentlich bessern Salären als der Spezialarbeiter usf. kommt; dieser hat aber meist wiederum Pensionierungsansprüche und die Gewißheit eines ruhigen Lebensabends, den viele auch erfolgreiche Akademiker nicht sicher erwarten dürfen. Zu diesen beachtlichen Erwägungen kommen weitere, die es einfach zu erkennen gilt. Noch bei Marx, Lassalle und Lenin war das Hochschulstudium des Arbeiters ein sozialrevolutionärer Akt mit dem Ziel, dem Bürgertum die geistigen Waffen streitig zu machen und ein neues Zeitalter der «klassenlosen Gesellschaft» heraufzuführen. Dieser Beweggrund ist heute selten geworden, weil man sowohl mit den bestehenden Zuständen angesichts relativ hohen Lebensstandards zufrieden ist, vor allem aber, weil der Arbeiter auch ohne oder gerade ohne Studium in Verwaltung, Parteisekretariat und Gewerkschaft zu Macht und Einfluß gelangen kann. Die «klassenlose» Gesellschaft gilt zudem als ein «Idol», an das einfach kaum mehr geglaubt wird, wenigstens in der deutschsprachigen Schweiz nicht. Endlich gibt es handfeste Argumente bei gewissen Arbeitersöhnen, bzw. Verlockungen frühen guten Geldverdienstes, die gegen ein akademisches Studium sprechen. Ein rassiger Straßenkreuzer oder sonst ein «Motor», eine «tolle» Freundin und die Fünftagewoche mit völliger Unabhängigkeit vom Elternhaus zählen manchmal mehr als die Aussicht auf magere Studienbörse, jahrelanges Durchhalten und fragwürdige Bildung. Wenn es auch falsch wäre, diesen materialistischen Hang zu übertreiben oder als charakteristisch für weitere Schichten der tüchtigen schweizerischen Arbeiterjugend zu erklären, so hat doch die Hochkonjunktur die Tendenz verstärkt.

Was nun die Bauernschaft anbetrifft, so liegen die Verhältnisse wohl noch vielschichtiger, wenn auch anders, als bei der Arbeiterschaft. Zunächst ist zu unterscheiden zwischen gutgestellten Mittelstandsbauern und ärmeren Bergbauern. Die Kinder der erstern sehen heute zwei Möglichkeiten vor sich: entweder Landwirte zu bleiben — wobei aber nichtakademische Ausbildungskurse viel bessere Möglichkeiten bieten als früher und sie weniger lang vom väterlichen Hof fernhalten (Arbeitermangel!), so daß von akademischen Studien oft abgesehen wird — oder auf den Bauernberuf zu verzichten. Wenn das letztere der Fall ist, so wird mehrfach der Weg zum Technikum oder in die Industrie gewählt, weil er kürzer und billiger vom praktischen Standpunkt aus ist. Bei den Bergbauern spielt die Entfernung zu den Mittel- und Hochschulen natürlich — worauf Dr. *F. Hummler*, Delegierter für Arbeitsbeschaffung, in seinem gewichtigen «Schlußbericht» 1959 mehrfach hinwies — eine ausschlaggebende Rolle: die Kosten, selbst unter Einrechnung der jetzt verfügbaren Stipendien, erscheinen meist unüberwindlich hoch. Aber auch hier sind andere,

vielfach übersehene Gesichtspunkte ebenso wichtig, um die schwache Hinwendung zum Studium zu erklären. Der Entvölkerung der Alpentäler kann nur Einhalt geboten werden, wenn sich begabte Angehörige der jungen Generation bereitfinden, auszuhalten oder sich zumindest als Lehrkräfte zur Verfügung zu stellen. So sieht man eine «Abwanderung» der Begabungen meist ungern oder billigt sie nur dann, wenn das Jungvolk sich wieder als Lehrer, Förster, Tierarzt, Pfarrer usf. später zur Verfügung stellen will. Nun hat die Erfahrung aber gezeigt, daß es an diesem Willen zunächst bei den Studiosi keineswegs gebracht. Aber später locken eben doch die bessern Aussichten in der Stadt oder auf den Hochschulen, so daß die «Rückwanderung» Theorie bleibt, die «Emigration» nach den Gebieten,

«wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn...»

sich in Wirklichkeit vollzieht. Dadurch verstärkte sich der Widerstand gegen das Hochschulstudium.

Absichtlich wurde mehrfach in diesen Abschnitten mit kräftigen Farben gemalt. Es geschah, um die tatsächlichen Bedingungen gegenüber allzu häufigen scheinbaren Vermutungen hervorzuheben. Doch soll damit nicht Übertreibungen Vorschub geleistet werden.

Der Bildungswillen bleibt in allen Schichten der Schweiz stark. Die außergewöhnliche Vermehrung der Sekundar- und Fachschüler sowie der Technikumsabsolventen beweist auch, daß im Vergleich zu früheren Epochen und infolge höherer Ansprüche dieser Schultypen die Hochschulen und Gymnasien auch etwas von ihrem früheren Privileg als einzige Stätten echter mittlerer oder oberster Bildung bei der Arbeiter- und Bauernschaft eingebüßt haben. Dazu kommt schließlich der wahrhafte «Sog» nach einheimischen Arbeitskräften, der in- und außerhalb der Hochschulen zu möglichst früher Berufseingliederung führt. Er hat die soziale Struktur der Jungakademiker ebenfalls eher ungünstig beeinflußt. Er würde aber beim Abflauen der Hochkonjunktur rasch zu einem ausgeprägten soziologischen Umschwung führen, wie zu starkem Anschwellen der Gesamtfrequenzen. Noch mehr als heute würde sich dann die Frage erheben, ob die Hochschulen überhaupt imstande wären, diesen Zustrom aufzunehmen. Wie bereits hinsichtlich der ausländischen Studierenden, könnten dann Dozentenmangel und unzureichende Institutseinrichtungen für schweizerische Studenten ernste Probleme, ja den jetzt in Deutschland zum Teil herrschenden «numerus clausus» erzwingen. Caveant consules!

Noch mehr Universitäten als Abhilfe?

Eingehende Untersuchungen¹⁵ haben ergeben, daß im näheren geographischen Umkreis bestehende Hochschulen den Zustrom zu den obersten Bildungsanstalten intensiver gestalten und im Grunde wirksamer sind als neue Stipendien. Aus diesem Grunde ist der anteilmäßige Prozentsatz der Jungakademiker in der Westschweiz auf kleinem Raum größer als in der deutschsprachigen Schweiz¹⁶. Bestehende Hochschulen wirken auf ihre Umgebung wie Magnete: sie ziehen die Begabungen an, einmal weil sie ein geistig angeregtes Milieu schaffen; andererseits weil der Besuch der Hochschulen vom Elternhaus aus viele Erleichterungen schafft. Infolge des gegenwärtig ausgeprägten und wohl noch auf längere Sicht anhaltenden Mangels an wissenschaftlichem und technischem Nachwuchs¹⁷ wäre daher die Errichtung neuer Hochschulen (und Technika) in «hochschularmen Gebieten» der Schweiz an sich nicht absurd. Der Erwägung aus sozialen und tatsächlichen Gründen stehen jedoch ernste Bedenken aus andern Gründen entgegen. Die Ausstattung einer Hochschule mit den nötigen Forschungseinrichtungen ist kostspieliger und folgenreicher als je geworden. Da grundsätzlich an der Vereinigung von Lehre und Forschung festgehalten werden muß, ist daher die Errichtung neuer Hochschulen um so fragwürdiger und unwahrscheinlicher, als sich die verkehrsmäßigen Distanzen ständig verkürzen und mit Ausnahme des Kantons Tessin nur die dünnbesiedelten Bergkantone wirklich hochschulfern sind.

Die Stellung der Assistenten

Unter allen Akademikern hat sich wohl die Stellung der an den Hochschulen tägigen ca. 1400 Assistenten, Oberärzten usf. in den letzten drei Jahrzehnten verhältnismäßig am stärksten verbessert. Aber dieser erfreulichen Tatsache ist beizufügen, daß diese relative Verbesserung einem Aufstieg aus einem «finanziellen Proletariat» in vielen Fällen entsprach. Die Besoldungen von Assistenten und Oberärzten war in den dreißiger Jahren äußerst bescheiden oder einfach symbolischer Natur. An dieser Ausgangslage krankt heute noch ein Teil der wissenschaftlichen Assistenten. Ihre Abwanderung ins Ausland oder in gutbezahlte Anstellungen in der Industrie des In- oder Auslandes ist daher wohl verständlich. Dazu trägt bei, daß das Alter der Assistenten heute infolge längerer Studiendauer höher ist als früher und Familienpflichten häufiger geworden sind. In den Geisteswissenschaften, in denen außerdem erst ziemlich spät zum System der festen Besoldungen übergegangen wurde, herrschen heute noch oft eigentlich unbefriedigende Verhältnisse. Besonders ungünstig ist endlich die Lage älterer Assistenten, wie überhaupt aller nicht avancierter Hilfskräfte mit akademischer Bildung.

Die soziale Lage der Privatdozenten

Die Schweiz gehört heute zu den wenigen Staaten der Erde, in denen es noch Privatdozenten gibt, das heißt akademische Lehrkräfte ohne Besoldung und in freier Lehrverpflichtung. Die Ursprünge und die Entwicklung dieser ebenso großartigen wie tragischen Institution wesentlich neuhumanistischer deutscher Herkunft kann hier nicht erörtert werden¹⁸. Soweit Jungakademiker freie Dozenten werden, verspüren sie, daß am Ursprung des Privatdozententums die Überzeugung stand, nur die Not oder die Entbehrung vermöchten aus dem Menschen tiefste Erkenntnisse hervorzulocken; sie seien daher des echten Geistesadels Weihe und Begleiterin¹⁹. Die tatsächliche Entwicklung hat freilich gezeigt, daß das materielle Elend weit häufiger dem Geist und der schöpferischen Erkenntnis den Stempel der Existenzangst und auch der Ressentiments aufprägte; oder dann den wohlhabenden Bürgerstaat der Gelehrtenfamilien voraussetzte. Geldentwertung, Steuerlasten, vor allem aber auch Verlängerung der aktiven Lebensdauer der Ordinarii und Extraordinarii mit der Verlängerung des durchschnittlichen Privatdozententums um manche Jahre haben tiefgreifende Änderungen bewirkt. Dazu kamen während langer Zeit die Schwierigkeiten ausländischer Berufungen, die erst in den letzten Jahren durch zahlreiche Rufe nach Westdeutschland und zum Teil nach den USA wieder überwunden wurden.

Der soziale Einfluß von Forschungsbeiträgen

Von großer und fruchtbarster Wirkung auf die soziale Lage der Jungakademiker wurde nun glücklicherweise die Aufnung, bzw. der Ausbau von Forschungsfonds, vor allem des 1952 errichteten «Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung» und hochschuleigener Stiftungen und Kredite sowie jener der Privatwirtschaft. Auch die Forschungskredite aus Mitteln der Arbeitsbeschaffung trugen durch sinnvolle Interpretation der Zielsetzung zu dieser günstigen Entwicklung bei, durch welche Gefahren gebannt und der Schweiz im harten internationalen Wettkampf ein gutes Forschungspotential gesichert werden konnte. Allerdings hat sich gezeigt, daß der Einsatz auf manchen Bereichen trotzdem noch ungenügend war, wie etwa auf dem Gebiete der Atomenergie — so daß neue Quellen erschlossen wurden — und der Biochemie. In den geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen wurde zwar mehr als irgendwo sonst getan. Aber originelle Schöpfungen und Methoden finden, hier wie sonst, noch Schwierigkeiten vor, durchzudringen.

Daher hat Professor *Alexander von Muralt*, der verdiente und hervorragende Präsident des «Nationalen Forschungsrates», zusammen mit Prof. *Hans Pall-*

mann, Präsident des Schweiz. Schulrates, und weiteren Mitgliedern des Forschungsrates, die Initiative ergriffen, um wirklich originellen Köpfen freie Bahn zu schaffen und zugleich den einigermaßen gesicherten Kreis jüngerer Forscher durch Assistenz- oder Forschungsprofessuren zu erweitern²⁰. Ein Rückblick auf die großen Taten der wissenschaftlichen Vergangenheit führte leider zur bedauerlichen Feststellung, daß die bisher üblichen Verfahren der Forschungsförderung kaum einem Kepler, Leibniz, Darwin oder Einstein zugutegekommen wären. Auch die *Mehrzahl* der «großen Schweizer Forscher» hätte voraussichtlich eher darben als schöpferisch arbeiten können. Daher soll nun noch mehr Gewicht auf Weitblick und Generosität bei der Erteilung von Forschungskrediten gelegt werden.

Soziale Lage und Freiheit

Gewisse problematische Aspekte der sozialen Lage der Jungakademiker, die im Interesse der Sache hier freimütig aufgezeigt wurden, dürfen keinesfalls die positiven übersehen lassen. Der arbeitswillige und zielbewußte schweizerische Student, Assistent und junge Forscher genießt eine Freiheit und internationale Freizügigkeit wie kaum je zuvor und wie in sehr wenig andern Ländern. Er kann, wenn er will, die Wissensschätze der Jahrtausende aus allen Kulturen und Kontinenten, in allen Disziplinen und nach eigenem Gutdünken aufspüren. Seiner geistigen Auseinandersetzung sind keine Grenzen gezogen, wenn er ein gewisses psychologisches Wagnis nicht scheut. Für seine äußere Existenz findet er eine Sicherung in Staatsordnung, Rechtspflege und Freiheit des Hochschullebens, die selbst vor einem Jahrhundert noch schwer denkbar gewesen wäre. Selbst das immer noch häufige, allzu häufige Werkstudententum²¹ kann er in der Hochkonjunktur mit einem «Gehalt» durchführen, das nur die Verwunderung und selbst ein wenig den Neid jener erregen, die das Werkstudententum in den dreißiger Jahren zur Lösung finanzieller Probleme wählen mußten. Auch wenn nach der Auffassung mancher Studierender die Studentenheime als Verpflegungsstätten nicht immer genügen—oft ist der Vorwurf ungerecht—and die «Budenprobleme» akuter als je geworden sind—so daß man die baldige Verwirklichung der Studentensiedlungen etwa auf dem Hönggerberg in Zürich, in St. Gallen oder in der «Cité universitaire» in Genf dringend wünschen möchte, wie den Ausbau bestehender Einrichtungen in den andern Hochschulstädten—, so haben diese gegenwärtigen Sozialprobleme nicht die Schärfe jener vor einem Vierteljahrhundert erreicht. Sie werden aber natürlich in einer Epoche der Hochkonjunktur lebhafter empfunden, weil sie mit dem «Wirtschaftswunder» kontrastieren. Zudem gibt der schleppende Gang mancher Projekte Anlaß zu berechtigter Sorge oder Kritik. Endlich hat hier das Ausland manchmal Leistungen aufzuweisen, mit denen die Schweiz leider nicht wetteifern kann.

Zusammenfassung

Die soziale Lage der Studierenden und Jungakademiker ist immer noch problematischer als man meist annimmt. Die einseitige soziale Herkunft der Studierenden hat durch die Hochkonjunktur kaum eine Lösung, eher eine Verschärfung erfahren; allerdings zur Hauptsache aus Gründen, die sich dem Einfluß der Behörden und Hochschulen weitgehend entzogen oder unklar blieben. Der großzügige Ausbau des Stipendien- und Darlehenswesens auf der Stufe der Mittel- und Hochschulen ist trotz der Errichtung mehrerer vorbildlicher kantonaler oder städtischer Stipendiengesetze noch immer dringlich, weil entweder bisher keine interkantonalen Konkordate, keine wirklich großzügigen Stipendien oder kein volksweiter Geist zugunsten des auszeichnenden Charakters von Stipendien und Darlehen erzielt werden konnten. Höchst wirksam war dagegen vielfach die Förderung der jungen Forscher. Aus Gründen des internationalen Wettbewerbes, aber auch zugunsten wirklich origineller und neuartiger Vorhaben, muß aber in Zukunft noch mehr geschehen. Dies ist weniger eine soziale als eine geistige und wirtschaftliche Notwendigkeit.

Soweit Begabtenreserven bestehen, sind sie in erster Linie durch geeignete Maßnahmen beim untern Mittelstand und bei den freien Berufen zu suchen, die aus Bürgerstolz oder andern Gründen jegliche «Almosen» ablehnen.

Die Heranziehung wesentlich vermehrter Kontingente aus Arbeiter- und Bauernkreisen kann nur durch beträchtliche Stipendien, mehr aber noch durch eine stärkere Differenzierung der Berufseinkommen zugunsten der Akademiker erreicht werden. Andererseits ist darauf zu verweisen, daß soziologisch ein gewisser Ausgleich im Vergleich zu früheren Epochen dadurch aufgetreten ist, daß die soziale Stellung des Facharbeiters und Technikers gestiegen und die Ausbildung in Sekundar-, Fach- und Gewerbeschulen besser geworden ist (daher aus mannigfachen Gründen von diesen Kreisen oft vorgezogen wird). Endlich braucht ein hochindustrieller Staat auch mittlere Kader in einem früher unvorstellbaren Ausmaß. Nur aus dem harmonischen Zusammenwirken akademischer und mittlerer Kader kann heute ein Land in der «zweiten industriellen Revolution» Bestleistungen erzielen. Soziologisch und industriell betrachtet haben daher die früheren Sozialkategorien etwas von ihrer Allgemeingültigkeit eingebüßt.

In Zeiten der Hochkonjunktur sind die «Begabtenreserven» überhaupt in der Schweiz bescheiden geworden. Fast in jedem Beruf mangelt es an zureichendem einheimischem Nachwuchs, beim Ingenieur wie bei der Krankenschwester, beim Universalhistoriker wie bei der Primarlehrerin. Die tiefste Ursache dieses Zustandes ist im weltweiten Wettbewerb des Westens mit den bevölkerungsreichen aufstrebenden Bereichen in Asien zu suchen. Mittelglied ist die Erscheinung, daß der Bedarf rascher als die Bevölkerung wächst oder die «Automatisierung» nicht rasch genug erfolgt.

Von einem spezifisch akademischen und wissenschaftlichen Standort aus können als potentielle erhebliche «Begabtenreservoirs» in erster Linie noch die Frauen, der untere Mittelstand und die Berggebiete gelten. Ihre Mobilisation ist wichtig; zugleich muß man sich aber bewußt sein, daß sie zum Teil neue Mangelberufe schafft oder die Lücken im Nachwuchs auf andern Bereichen verstärken wird. Einseitige Maßnahmen sind daher zu vermeiden.

Bestehende soziale Spannungen bei Jungakademikern dürfen schließlich nicht über deren geistige Situation hinwegsehen lassen. Hier liegen wohl ebenso ernste Probleme vor wie in der Sozialsphäre. Während Jahren oder Jahrzehnten wurden grundlegende Auseinandersetzungen mit fremden Ideologien oder weltweiten Wandlungen der Menschheitsgeschichte oft nicht tiefgreifend genug geführt. Im Kern vieler Jungakademier in der Schweiz ist daher nicht selten eine eigentliche Desorientierung festzustellen. Weiterhin hat die Hochkonjunktur die Neigung zum Materialismus und zugunsten einer übertriebenen Achtung vor der Einkommenshierarchie so gefördert, daß die opferwillige Begeisterung für die geistigen Ziele im Leben der Völker und der Einzelnen nachgelassen hat. Die freie Welt darf aber nur eine fruchtbare oder gesicherte Zukunft erwarten, sofern sie imstande ist, *die schöpferische Leistung an erste Stelle zu setzen und am höchsten auszuzeichnen*. Die soziale Lage muß insofern eine Funktion der Wertordnung einer verantwortungsbewußten, zukunftsreudigen, neuen Generation sein. Der eigentliche Sozialaspekt tritt daher manchmal hinter der geistigen Frage zurück: Quo vadis, humanitas?

¹Vgl. «Die Studierenden an schweizerischen Hochschulen», Heft 17 der «Beiträge zur schweiz. Statistik», Bern 1947, bes. S. 64ff. ²Vgl. die Studien des Verfassers: «Die wirtschaftliche Not der jungen Akademiker», «Schweizerische Hochschulzeitung» = SHZ 1946, S. 308ff., und «Das Hochschulleben der Schweiz in statistischer Beleuchtung», SHZ 1948, S. 285ff., sowie Pierre Jaccard, «Le développement de l'enseignement secondaire et supérieur en France, aux Etats-Unis et en Suisse», SHZ 1954, S. 65ff., und dessen wichtiges Werk «Politique de l'emploi et de l'éducation», Paris 1957. ³Einen interessanten, gutdokumentierten Einblick in «Die zahlenmäßige Entwicklung des Hochschulstudiums in den letzten zwanzig Jahren» bietet Max Dahinden in der SHZ 1959/1 und 1960/1/2 sowie separat in den «Berner Beiträgen zur Soziologie», Verlag Paul Haupt, Bern 1960. ⁴Seit 1938 nahm die Zahl der schweizerischen Studierenden um rund 40% zu, die Bevölkerung etwa im gleichen Zeitraum um 20%; seit etwa 1949 ist eine mehr oder minder große Stagnation zu beobachten; sehr ausgeprägt an der Universität Bern. In der eben auf Veranlassung von Prof. Richard F. Behrendt, Direktor des neugegründeten Institutes für Soziologie und sozialökonomischen Entwicklungsfragen an der Universität Bern, herausgegebenen und von diesem eingeleiteten Schrift «Die schweizerischen Studierenden an der Universität Bern» (eb. Paul Haupt, Bern 1960) mit den bisher eindringlichsten soziologischen Erhebungen über die Lage von Studenten an einer Hochschule des Landes heißt es daher auch wörtlich, «daß die Zahl der Studierenden an der Universität Bern im Gegensatz zur Bevölkerung praktisch stagniert hat» (S. 23). ⁵In der eben erwähnten Schrift von Prof. Behrendt wird für die schweizerischen Studierenden der Universität Bern erklärt: «drei Viertel aller Studenten der Universität Bern stammen aus den vier „obersten“ Gesellschaftsschichten» (nämlich selbständige Unternehmer und Direktoren, Chefbeamte, obere Einkommensschichten der freien Berufe, Hoch- und Mittelschullehrer, gehobenen Angestellten sowie Lehrern (S. 64—67). Dagegen sind die

untersten Schichten «unverhältnismäßig schwach» (S. 64) vertreten, außer in den beiden philosophischen Fakultäten und der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung. Wahrscheinlich ist, wie vorangehende Erhebungen an den Universitäten Lausanne und Neuenburg sowie der Handelshochschule St. Gallen und von seiten des Verbandes der schweiz. Studentenschaften annehmen lassen, allerdings die Universität Bern ein Extremfall. Häufig ist auch daran zu erinnern, daß der «akademische Aufstieg» von Arbeitern und Bauern entweder über die Zwischenstufe des Technikers oder des Lehrers erfolgt; die statistischen Erhebungen sollten in dieser Hinsicht noch systematisch ausgebaut werden.⁶ Der Begriff des «Studenten» wird weder in der Schweiz noch international einheitlich verwendet. Diese Verschiedenheit in der Zählung der Immatrikulationen kann von Hochschule zu Hochschule, von Land zu Land manchmal zu ernsten Fehlschlüssen verleiten.⁷ Vgl. Anm. 5. ⁸ Vgl. SHZ 1956, S. 313 ff.

⁹ Subsidiär wird dabei auf jeden Fall auf der Bundesebene einzutreten sein. In initiativer Weise hat die «Gesellschaft schweizerischer Akademiker» (GESA) zusammen mit dem «Verband der Schweizerischen Studentenschaften» (VSS) unter Verantwortung von Dr. H. G. Lüchinger einen klaren Plan für den langfristigen Ausbau von Darlehenskassen ausgearbeitet, wobei die versicherungstechnischen Grundlagen von Dr. R. Hösli und Prof. W. Sacher errechnet wurden. Über das komplexe Gebiet des Stipendienwesens ist zur Zeit ein Bericht im Eidg. Departement des Innern in Ausarbeitung begriffen. Wesentliche grundsätzliche Richtlinien über den Ausbau des Stipendien- und Darlehenswesens in der Schweiz zugunsten von Akademikern und Technikern wurden in einer Kommission unter Vorsitz von Regierungsrat Dr. V. Moine (Bern) erörtert und im sog. Bericht Hummler, bzw. im «Schlußbericht des Arbeitsausschusses zur Förderung des wissenschaftlichen und technischen Nachwuchses», S. 41—44, veröffentlicht (April 1959). ¹⁰ Vgl. Eduard Fueter, «Forschungsorganisation und Forschungsaufwendungen in der Schweiz» (Kommissionsverlag Leemann, Zürich Ende 1959), S. 22. ¹¹ Paul-Edmond Martin, «Histoire de l'Université de Genève», 1914—1956, Genève 1959. ¹² Vgl. außer der zitierten Literatur auch Andreas Miller, «Struktur und soziale Funktion der Universität Basel». Winterthur 1955. ¹³ Die Einführung des Lizentiates z. B. an der Universität Zürich hat mit Erfolg versucht, dieser Entwicklung entgegenzutreten. Allerdings hat sich auch erwiesen, daß oft weit mehr der Wunsch rascher Berufsausübung in der Hochkonjunktur zum Abschluß mit Lizentiat geführt hat, so daß manche Lizentiaten Anwärter auf künftige Doktorhüte bleiben. ¹⁴ Stichhaltige Nachweise für die Schweiz fehlen zwar noch; doch dürfen hier die westdeutschen Untersuchungen — z. B. H. J. Ströer, «Mehr Technik — mehr Ingenieure», Frankfurt a. M. 1957, S. 27, um so eher als beweiskräftig gelten, als die Löhne der Facharbeiter und des technischen Hilfspersonals dort niedriger als in der Schweiz lagen, während die gutbezahlten Akademiker bereits die angenehmen Folgen des «Wirtschaftswunders» verspürten. ¹⁵ Vgl. Max Dahinden, o. c., und Richard F. Behrendt, o. c. ¹⁶ «Betrachten wir die Verschiebungen zwischen den deutschschweizerischen und den welschen Universitäten sowie den Fachhochschulen, so stellen wir fest, daß sich die welschen Universitäten von 24,61 auf 30,10% ausdehnten, die Fachhochschulen ihren Anteil von 16,42 auf 26,0% ausweiteten und die deutschschweizerischen Universitäten eine Einbuße von 57,16 auf 43,90% (in den letzten zwanzig Jahren) erlitten», stellt Dahinden außerdem fest. ¹⁷ In aufsehenerregender, zugleich solider Weise werden detaillierte Bedarfsschätzungen im Bericht Hummler gegeben. Die Entwicklung seit 1957/58 hat gezeigt, daß a) diese Schätzungen eher zu vorsichtig waren und b) weitere Disziplinen, bzw. Berufe, nun auf längere Zeit wahrscheinlich zu Mangelberufen werden. Dies könnte sogar für die Juristen eintreten, sofern die Bevorzugung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sich im Tempo der letzten Jahre fortsetzt. ¹⁸ Vgl. die Neuerscheinung von Alexander Busch, «Die Geschichte der Privatdozenten», Göttingen 1959. ¹⁹ Vgl. o. c., S. 72 ff. ²⁰ Alexander von Muralt, in SHZ, Heft 5/1959, und «Sept ans de fonds national», in VSNG, Aarau 1960. ²¹ Vgl. die neuen Angaben für die Universität Bern in der Schrift «Die schweiz. Studierenden an der Universität Bern».